

# I

Die Wahrheit ist, dass sich niemand *wirklich* für dich interessiert.

Zum Beispiel die junge Frau, die Jana anruft und erzählt, wie ihr ganzes Dasein von einer amerikanischen Dichterin bestimmt werde, deren Gedichte die Frau, eine Englisch-Tutorin wie sich auf Nachfrage herausstellt, allesamt wieder und wieder gelesen hatte, und nicht nur die Gedichte, sondern auch die Essays und die Interviews mit ihr (der Dichterin), und die Interviews mit denen, die die Dichterin interviewt hatten – denn ihr Ruhm strahlte auf alle ab, die ihr irgendwann einmal nahegekommen waren, und außerdem alle Kritiken und alle Preis- und Würdigungsreden auf die Dichterin, und das Tagebuch des Ehemanns der Dichterin, und Bibliotheken mit Sekundärliteratur, und sogar den schauerlichen autobiographischen Roman des Sohnes der Dichterin, und TV-Dokumentationen, und unzählige Internettagebücher von jungen Frauen und Männern, die sich auf ebenso krankhafte Weise mit der amerikanischen Dichterin zu identifizieren suchten, und mittlerweile habe ihre Verehrung ein derart pervernes Ausmaß angenommen, so die junge Frau, dass sie im Gespräch mit ihren Freunden und Freundinnen eigentlich nur noch die Ansichten und Redewendungen der Dichterin wiedergebe, teils sogar wortwörtlich, also die Dichterin quasi *durch sie* sprechen ließe, dass sie auf eine Frage so antworte, wie die Dichterin auf ähnliche Weise in einem Interview geantwortet hatte, et cetera, und das wahrhaft *Irritierende* an der Sache sei, dass ihre Freunde und

Freundinnen das anscheinend total gut fänden und ihr lobend konstatierten, plötzlich ein ganz neuer Mensch zu sein, eigentlich ganz sympathisch und zeitweise sogar witzig und spritzig und geistreich zu sein und nicht mehr diese unerträgliche, depressive Person. Und so bestärkt ihr ganzes Umfeld die junge Frau in ihrer sowieso schon gefassten Ansicht, dass es in jeder Hinsicht besser wäre, nicht sie selbst, sondern die amerikanische Dichterin zu sein, in jeder Hinsicht, dass diese Dichterin ein Maß an Würde und Menschenfreundlichkeit und literarischem Talent und Genie und allseits anerkanntem Charisma erreicht habe und im direkten Vergleich dazu die Persönlichkeit der Tutorin blass und unedel und einfach nur erbärmlich sei, und jetzt habe sich besagte Dichterin also umgebracht, indem sie sich in den kaltfrühen Morgenstunden eine letale Dosis Insektenspray direkt in den Mund gesprüht habe, so als sei es ihr darum gegangen, einen endgültigen Kommentar zu Kafkas *Verwandlung* auszusprechen, und es wäre jetzt doch also ganz klar und eindeutig, was unter diesen Umständen zu tun sei, oder etwa nicht?

Und Jana, sie schließt diese Frau kurz, indem sie sie fragt: Ob es nicht möglich wäre, dass sich die von ihr verehrte Dichterin nur deshalb umgebracht habe, weil es ihr wiederum nicht möglich gewesen sei, ein ganz normaler, nicht-großartiger Mensch zu sein, also so zu sein wie zum Beispiel die Englischtutorin usw.

Um diese Uhrzeit ist wenig los. Vorabend: Die Leute sind am Weg nach Hause, warten an der Kasse im Supermarkt oder versuchen, in der überfüllten U-Bahn so wenig Raum wie möglich in Anspruch zu nehmen. Erst gegen zehn, halb elf, greifen sie zum Hörer. Jana nutzt die Zeit und absolviert im Sitzen einige gymnastische Übungen, schließt die Augen, legt den Kopf in den Nacken, rollt ihn hin und her.

Hierher gelangt man, wenn man *R für Recibo* wählt: sechzig Quadratmeter Teppichboden, angemietet in der Nekropole der Dienstleistung, Frankfurt-Fechenheim. Gegenüber einer FKK-Oase, wo Angestellte der mittleren Führungsebene versuchen, das Träumen wieder zu erlernen, vor einer schäbigen Südseeszenerie aus Schaumstoff und Plastik und einer geil rasierten Möse im Gesicht, die ihnen den Atem nimmt und den Zweifel. Hier hatte die Gemeinde Frankfurt sich entschlossen, den Telefonseelsorgedienst *R für Recibo* unterzubringen, ein von der öffentlichen Hand finanziertes Projekt, um der seit Jahren steigenden Selbstmordrate etwas entgegenzusetzen.

Jetzt teilen sich Nacht für Nacht zwei Mitarbeiter das dritte Geschloß eines ansonsten mieterlosen Zweckbaus aus den späten Achtziger Jahren, mit sepiagänzenden Spiegelfenstern, die so schwarz sind, dass Jana einmal nachgesehen hat, ob es überhaupt Fenster sind. Sowohl Jana als auch Markus sind sich sicher, dass es im Gebäude Gespenster gibt und dass man deshalb zwischen drei und vier Uhr morgens nicht in den Spiegel der Damentoilette sehen sollte. Daran, dass die Heizung ständig ausfällt, gewöhnt man sich irgendwann. Das Gebäude entlädt sich, pflegt Markus dann zu sagen und zieht seine Kapuze enger. Die Kälte komme vom Ektoplasma.

Jana bleibt ruhig und sagt erstmal nichts, als ihr von 22:39 Uhr bis 23:20 ein Anrufer erzählt, dass seine unerfüllbare sexuelle Wunschvorstellung darin bestehe, mit einem kleinen Auto auf dem Körper einer Frau herumzufahren. Ein Auto, in etwa so groß wie eine Maus, und man selber darin so groß wie ein Käfer, und damit fahre man herum und verursache bei der Frau die wildesten sinnlichen Genüsse. Jana schweigt und hört zu, als der Anrufer fortfährt ihr zu erzählen, wie diese

Phantasie ihn bei lebendigem Leib auffresse, weil er wisse, es sei unmöglich, sie wahr zu machen, weil es *einfach nicht geht* (er sagt das fast ein bisschen schrill, aber nur fast) und es sei auch nicht so wie bei anderen Phantasien, dass es irgendwie schön sei, wenn sie nicht einlösbar sind, es sei einfach nur eine un-aufhörliche Quälerei und darüber hinaus gebe es niemanden, dem er das jemals wirklich verständlich machen könne, weil er sei sich ziemlich sicher, dass er der einzige Mensch auf der Welt mit dieser spezifischen Phantasie sei. Ob sie sich das vorstellen könne, wie das sei, auf diese lächerliche Weise von allen anderen Menschen auf dem Planeten getrennt zu sein. Entsetzlich sei das.

Sie könne sich vorstellen, sagt Jana dann, dass diese Phantasie ein Gegenstück habe, sie glaube an die grundsätzliche Dualität von Phantasien, es gibt diese Frau, die befahren werden will, die davon träumt, eine Straße zu sein, ziemlich sicher, und dann schweigt sie und sieht Markus zu, der wieder mal aufgestanden ist und mit seinem drahtlosen Headset um den Schreibtisch herumgeht, beidhändig gestikulierend wie Cicero. Hallo, sagt Jana, noch dran?

Markus, der in der Nachtschicht ihr Flügelmann ist, studiert tagsüber Informatik auf Master und macht über Fernstudium seinen BA in Filmtheorie. Er ist ein Fettleibiger des Apfeltyps, sein Torso ist eine einzige Wölbung. Ein Inselbewohner, der dir breit lächelnd sirupsüße Lieder auf der Ukulele vorspielt. Es ist scheißkalt wie immer und Markus trägt deswegen Sweatshirts in TripleXL, auf denen eisblaue Airbrushdrachen sich um vollbusige Frauen mit bronzener Haut winden, und ein kabelloses Pro-Gamer-Headset und lehnt sich weit in den Sessel zurück, wobei er die Arme hinter dem Kopf verschränkt wie jemand, der alles gesehen hat und alles gehört und alles als gleichwertig anerkennt.

Er ist schon lange dabei und kennt sich aus. Markus rettet die Leute, indem er ihren psychischen Kathodenstrahl woandershin ablenkt, irgendwohin, Hauptsache weg vom eigenen Bauchnabel. Er fragt sie, welchen Film sie zuletzt gesehen haben und welche Szene sie darin am meisten berührt hat.

Jana hat Markus gern, aber auch nicht mehr, als man eine Zimmerpflanze gern hat oder einen besonders nützlichen Gegenstand. Als sie ihm erzählt, wie sie mit sechzehn ihre Alice-im-Wunderland™-Zahnbürste geschluckt hat, weils ihr so scheiße ging, hat er laut gelacht und gesagt: Klassiker.

Damals teilte der behandelnde Arzt ihr mit, sie habe Glück gehabt, dass die Bürste nicht weiter gewandert sei, eine Läsion des Darms wäre dann unausweichlich gewesen. Oder schlimmeres. Warum und wie kommt ein so reizendes Fräulein eigentlich dazu, eine Bürste zu schlucken, hätte der Arzt gerne wissen wollen, woraufhin Jana auf den Boden des Behandlungszimmers urinierte. Der Zen-Buddhismus behauptet, dass nichts existiert, schrieb Jana in ihr Tagebuch, aber wenn nichts existiert, woher kommt dann diese Wut, die ich jeden Tag in mir spüre?

Zwei Wochen später wurde sie erneut eingeliefert und der Arzt sagte nichts dazu, dass sie sich mit einer Einwegkanüle Spülwasser in die linke Ellenarterie injiziert hatte, sondern überwies sie an die Kollegen in der Psychiatrischen. Als man sie dort fragte, ob ihr klar sei, dass eine Sepsis tödlich ausgehen könne, gab sie halb besinnungslos vor Schmerzen zu, dass der Gedanke ihr wohl gekommen sei, und nachdem man ihr in den anderen Arm einen Zugang gelegt hatte, ging es ab auf die Station, wo ihr Leute mit vom Nagen eitrigen Fingerkuppen erzählten, sie seien seit Tagen im Rapid-Cycling-Zustand,

aber damit konnte Jana nichts anfangen, außer sich jemanden vorzustellen, der fix mit dem Rad unterwegs ist.

Markus hat zu Jana mal gesagt, ihr Stil im Gespräch sei wie Judo, weil sie die Kraft immer nur aus den Bewegungen des Anrufers ableitet und ihn sich selbst zu Fall bringen lässt. Maximale Wirkung, bei minimalen Aufwand. Zen, sagte Jana lakonisch und zog mit einem winzigen Kamm ihren Scheitel nach.

Kurz vor Mitternacht: Ein Student, mit einem niedlichen, holländischen Akzent, der sich als Jon vorstellt und erzählt, dass er gerade ein Semester in Frankfurt verbringe und er hier niemanden kenne und es heute auf den Tag vier Monate her sei, dass er mit irgendeinem Menschen gesprochen habe. Die Einsamkeit sei wie Säure. Er habe versucht, an den Programmen für Austauschstudenten teilzunehmen, aber das mache alles noch schlimmer. Die organisierten Stadtführungen kämen ihm wie zynische Strafmärsche vor. Zumal es in dieser barbarisch hässlichen Stadt nicht das Geringste zu entdecken gebe. Man zeige ihnen Irish-Pubs und behaupte, das sei sehenswert. Er sei aus Amsterdam hierhergekommen und habe mit niemandem auch nur ein Wort gesprochen und mittlerweile sei er dazu übergegangen, *erfundene* Gespräche mit *erfundenen* Personen zu führen, über so entlegene Themen wie die Besonderheiten des niederländischen Deichrechts im ausgehenden siebzehnten Jahrhundert oder wie man einen Rollbraten so zusammenbindet, dass er beim Braten nicht austrocknet. Er habe anfangs noch versucht, seinen Mitbewohnern diese Problematik näherzubringen, war aber, wie man sagt, auf taube Ohren gestoßen und habe sich dann noch weiter isoliert. Mittlerweile sei er ganz sicher, *mit niemandem mehr jemals sprechen zu können*, es sei

geradewegs so, als ob ihm der Mund zugewachsen wäre und dieses Gefühl, *niemals mehr jemandem etwas mitteilen zu können*, ließe in ihm den Wunsch wachsen, sich aus den Fenstern des Hochhausturmes fallen zu lassen, in dessen hunderten Wohnwaben die Studenten unablässig vor sich hin atmeten, ein Geräusch übrigens, das er mit schmerzhafter Deutlichkeit wahrnehme und welches ihn vollends um den Schlaf bringe. Außerdem habe man ihm vor kurzem den Internetzugang gesperrt. Das sei, wie man sagt, der sprichwörtliche Strohalm, der dem sprichwörtlichen Kamel den Rücken breche.

Aber man rede doch jetzt, oder nicht? Sagt Jana und macht einen Punkt unter dem Fragezeichen hinter *Cotard-Syndrom?*

Das viele Sitzen macht müde und stumpf, und es ist wichtig, zwischendurch sein Gehirn zu rekonfigurieren, weswegen Jana und Markus so circa alle zwei Stunden mit dem Fahrstuhl nach unten fahren und unter dem neonbeleuchteten Vordach einen von Markus' mitgebrachten Joints konsumieren, während weiter oben die dauerläutenden Telefone von Unmut und Verzweiflung künden, und am Horizont ragen die fahlgelb beschieneenen Türme der Frankfurter City empor, diese Zikkurate der kollektiven Umnachtung. Jana hat ihre Kapuze aufgesetzt und um den Kopf festgezogen, sieht aus wie eine Inuit und zieht und schaut Markus an, der sie angrinst wie jemand, der sich gerade die wildesten Sachen denkt, und das ist übrigens etwas, was Jana auf keinen Fall wissen will: Wie es in Markus' Kopf eigentlich aussieht. Dass es seltsam sei, gibt Jana von sich und reicht den Joint weiter, was sie hier machen. Zutiefst seltsam. Die Leute rufen hier an und reden mit einem, und es gibt nicht das geringste wahrhaftige Interesse aneinander, und es ist seltsam, dass es so seltsam ist, und ob Markus nicht auch dieser Ansicht sei. Markus hat eine der beiden Schnüre seines

Sweatshirts im Mund und kaut und saugt und nuckelt gedankenverloren und nimmt den Joint entgegen, dessen glühendes Ende er priesterlich anbläst. Markus zuckt mit den Achseln und sagt: Wieso, die Leute wollen halt reden. Du willst doch auch hin und wieder mal mit jemandem reden, und Jana sagt: Ja, schon, aber trotzdem. Warum ist das nötig, verstehst du? Warum braucht es so eine Einrichtung? Das ist doch typisch für unsere Zeit. Markus macht sich nicht die Mühe, seine Sweatshirtschnur aus dem Mund zu nehmen, um am erdbraunen Joint zu ziehen. Seine linke Pupille beginnt leicht nach außen zu schielen, was immer passiert, wenn er kiff, so als gelte es nun, andere Spektren ins Auge zu fassen. Weiß ich nicht, warum soll das typisch sein für unsere Zeit? Wann waren Leute denn anders? Die werden nicht immer einen Telefonservice gehabt haben, weil sie keine Telefone gehabt haben, aber Gott und den Beichtstuhl. Ist ja im Grunde dasselbe, im Grunde genommen gleicht sich das schon. In Markus Kopf entsteht plötzlich ein komischer Unterdruck und er muss ein bisschen kichern ob dieser etwas banalen Analogie zwischen Gott und dem Nottelefon, und er findet, dass so auch ein Witz über Atheismus anfangen könnte, und Jana sagt: Ja, aber das ist ja genau, was ich meine mit *typisch für unsere Zeit*. Früher sind die Leute vielleicht auch zu ihrem Nachbarn gegangen oder haben einen Brief geschrieben an ihre *Tante* oder was weiß ich, ihren *O-Heim*. Was ich sagen will, es ist typisch für unsere Zeit, dass man es institutionalisiert und auslagert. Das Gespräch. Dass wir hier als unmenschliche Akteure firmieren. Dass der Warteschleifenjingle behauptet, *wir sind ganz Ohr*. (Janas Angst: Dass niemand den für sie so offensichtlichen Punkt sieht. Sie könnte selbst ein Anrufer sein: Niemand versteht, was ich eigentlich sagen will.) Wieso zum Geier glauben diese Leute eigentlich, ich hätte auch nur das kleinste bisschen Sympathie für sie



übrig. Dieses erbärmliche Völkchen von Verrückten und Versagern. Was sind wir denn eigentlich, außer dem Endlager für Frankfurts psychischen Giftmüll, unsere kleine Zentrale hier, die ist doch wohl der empathische Nullpunkt. Ist dir mal aufgefallen, dass wir die Leute hier behandeln als wären es *Prominente*? Warum?

Markus hat nicht richtig zugehört, sondern ist mit der Frage beschäftigt, wann und warum das Telefon erfunden wurde und stellt sich einen Mann mit Zylinderhut vor, der in eine an der Wand befestigte Fahrradhupe hineinruft. Wir sind freiwillig hier, sagt er schließlich. Du musst das nicht machen, niemand zwingt dich. Er zieht an dem heißbittren, funkenstiebenden Restchen und sagt noch einmal, ohne den Rauch aus der Lunge zu lassen, wobei er die Augen zusammenkneift, als ginge von Jana mit einem Mal eine nachgerade *solare* Helligkeit aus: Niemand zwingt dich, hier zu sein, also: Warum die Agitation?

### 3

„Und deswegen ist Pippi Langstrumpf eigentlich eine wahnsinnig traurige Figur, weil sie durch all das Aufsehen, das sie erregt, immer nur noch fremdartiger wird.“

Nadja spürt einen Nieser aufsteigen und sucht mit offenstehendem Mund und flatternden Lidern nach einer Lichtquelle, die hell genug ist, ihren *nervus opticus* so stark zu reizen, dass er gleichzeitig ein paar Aktionspotentiale an den für die Nasenschleimhaut verantwortlichen *nervus trigeminus* oder *Drillingsnerv* ableitet, damit dieser in Folge einer neuronalen Fehlverarbeitung (Reiz des Auges wird mit Reizung der Nasenschleimhaut verwechselt) einen photischen Niesreflex auslöst und lauscht Andis Ausführungen dementsprechend eher halberzig. Weiter vorne unterhält sich Maya mit dem Kameramann in Bezug auf die Lichtsetzung hier in den Serverräumen, wo heute die letzte Einstellung von Mayas großem Film gedreht werden soll. Eigentlich warten alle nur darauf, dass Maya sagt: Danke!, und damit das Büffet eröffnet und den Champagner. Irgendwann muss Nadja den Nieser verloren geben und diese Aufgabe wird dergestalt begleitet, dass sie sich mit dem Handrücken heftig die Nase rubbelt.

„Es gibt diese Szene, das ist ganz am Ende von *Pippi Langstrumpf im Taka-Tuka-Land* oder so, wo Thomas und Annika von nebenan in ihr Fenster reinschauen und Pippi sitzt am Küchentisch und schaut schweigend einer brennenden Kerze zu und

ist total allein und vereinsamt und damit hört das Buch auf. Das ist doch wohl klar, was da erzählt werden soll. Dass ihre Abnormalität und Exotik nur die Normalität stabilisieren soll für diese beiden glücklichen Geschwister und diese voll funktionale Familie, aber mehr nicht. Irgendwann gehen Thomas und Annika dann auf die Universität und Pippi Langstrumpf wird eine von diesen Theoretikerinnen, deren Hellsicht einfach nur befremdlich wirkt.“

Nadja findet ihre Regisseurin ganz objektiv hübsch, würde aber nie einen Gedanken daran verschwenden, sich mit ihr auf irgendwas einzulassen. Überhaupt hat Nadja zurzeit so gar keine Lust, sich mit irgendwem auf irgendwas einzulassen. Sobald die kleine Promotionstour vorbei ist, zu der sie sich hat breitschlagen lassen, wird sie mehrere Monate in dem Ferienhaus ihrer Tante in der Nähe von Den Haag verbringen, jeden Tag Pommes Frites essen, im frühjahrskalten Meer schwimmen, bis ihr schwindelig wird und ihre Haare vor Salz brüchig, und am Abend sich vorstellen, sie wäre eine Figur in einem Stück von Anton Tschechow. Häutungsurlaub. Da freut sie sich drauf.

„Und mit Maya ist es doch wohl genauso, also sie ist ja wohl auch so drauf, dass sie von allen bewundert werden will und glaubt, diese Bewunderung sei der einzige Weg, sich den Menschen annähern zu können, und am Ende ist es genau diese Bewunderung, die sie immer weiter von den Menschen entfernt. Weil letztlich ist und bleibt sie doch nur dieses narzisstische, beschämte Miststück.“

Anscheinend sind die Vorbereitungen abgeschlossen und man hat sich darauf geeinigt, ganz auf die Scheinwerfer zu verzichten

und das kaltweiße Neonlicht in dieser Hinsicht nicht zu erklären. Nadjas Nieser scheint doch noch nicht endgültig abgehandelt zu sein und deswegen schließt sie die Augen wie ein Kind, das glaubt, es könne sich unsichtbar machen, und Maya ruft schon recht entnervt nach Andi und alle werden über Megaphon gebeten, das Reden doch bitte jetzt einzustellen, und für einen kurzen Moment ist es ganz still und dann explodiert Nadjas Nieser und sie entschuldigt sich und Maya sagt: Gleich weiter jetzt, und es wird noch einmal still, es ist, als hielte man eine Schweigeminute ab, das ganze Team steht herum und wartet darauf, dass Maya die Einstellung gutheißt, was nicht sofort geschieht, denn erstmal sagt sie: Wir machen das nochmal. Nochmal Ruhe bitte. Man wiederholt das Ganze und wieder halten alle den Atem an. Die Einstellung ist absolut banal und es gibt eigentlich keinen Grund, warum man sie wiederholen müsste, eine langsame Fahrt vorbei an den brummen- den Server-Racks, aber irgendwas stimmt nicht und Maya sagt: Und gleich nochmal bitte, und so langsam werden die Leute ein bisschen unruhig, was Maya natürlich gleich spürt und verkündet: Wer nicht mal für fünf Minuten stillhalten kann, hat hier eigentlich nichts verloren, wir machen das jetzt nochmal. Und nochmal zieht der Dolly-Grip den kleinen Kamerawagen mit ruhigen, kraftvollen Bewegungen vom Anfang der Schiene zum Ende der Schiene und auf dem Wagen sitzt Maya und starrt in das Objektiv, weil sie das immer so macht bei der letzten Einstellung und da sie eigentlich sowieso niemandem so richtig vertraut, aber ihr Kameramann kennt das und ist rausgegangen eine rauchen und Maya wird also von dieser unglaublich muskulösen Frau durch die Gegend gezogen und starrt in die Kamera, wie ein Hirnchirurg bei einer Operation in das Mikroskop starren würde und sie sagt: Wir machen das noch einmal bitte. Und nochmal schiebt die Dolly-Grip-Frau den

Dollywagen wieder auf Anfang und Maya fragt: Ton? Und der Tonmann sagt: Ton läuft, und Maya sagt: Kamera läuft, und dann sagt sie: Und bitte! Und die Frau zieht und ihre Bewegungen sind so ruhig wie von jemandem, der durch hüfthohes Wasser wadet, wie ausgebremst und absolut gleichmäßig und die Fahrt kommt zum Stillstand und Maya sagt gar nichts und die Stille verdichtet sich und Maya schaut noch immer ins Objektiv und irgendwann sagt sie, ganz leise, so als hätte der Raum sich mit Kampfgas gefüllt: Ich hasse diesen Film. Ich hasse diesen Film und ich hasse mich dafür, nicht in der Lage zu sein, selbst die einfachste Wahrheit auszudrücken. Was ist das für eine Zumutung.

Und sie steigt ab vom Dolly-Wagen und verlässt das Set, und das Team beginnt schulterzuckend mit dem Abbau.

Die Frauenzeitschriften im Wartezimmer der Zahnarztpraxis, in die sich Alex begeben hat, weil es sich in ihrem Mund so anfühlt, als wachse ein weiterer Satz Beißer unter denen, die bereits drin sind, ein Gefühl, als ob die neuen Zähne durchs Milchgebiss brechen wollten, dabei ist Alex immerhin schon vierundzwanzig, diese Zeitschriften besagen jedenfalls, dass Männer zwei Dinge lieben, einerseits lieben sie es, leidenschaftlich einen geblasen zu bekommen, andererseits lieben sie es, den Anus ihrer Partnerin zu berühren, eine Zone, die das Magazin vage-kokett als *hier und da* beschreibt, *Lassen sie ihn ruhig seine Finger auch hier und da sich umschaun! Lassen Sie Ihn beherzt ein bisschen an ihrem Arschloch rumfummeln*, denkt Alex, ohne es sonderlich böse zu meinen. In einem weiteren Artikel gibt ein Edel-Callboy Tipps, wie man die von den Männern so geliebte Fellatio am aufregendsten gestaltet und schlägt vor, regelmäßig mit einer Banane zu üben, um die Kaumuskulatur zu entspannen. Alex hat zuweilen das Gefühl, dass alle Grenzkonflikte gescheitert sind. Sie fragt sich, ob die Ärztin ihr vorschlagen wird, ihre Zähne jetzt rauszureißen und komplett durch Implantate aus Porzellan zu ersetzen und was so was kostet und ob es sich lohnt. Alex leidet an der bösen Marburg-Variante einer Encephalomyelitis disseminata und wird ergo *die dreißig nicht überschreiten*, ihre Muskulatur baut sich immer weiter ab und es gibt nichts, was man dagegen tun könnte, und vielleicht hat der seltsame Universalzahnsschmerz damit etwas zu tun, dass ihr genetisches Programm es dreimal so eilig hat, wer weiß.

Ich will nicht sterben, aber es ist, wie es ist, so dachte Alex, als man mit zwölf die Diagnose stellte, mit sechzehn und mit achtzehn und jetzt, ich werde nicht älter als dreißig.

*death is no different whined at than withstood*

Alex denkt: Irgendwann werde ich mit Atemnot aufwachen und die Frühlingssonne wird durch die Doppelfenster scheinen und ich werde wissen, das ist der finale Schub, jetzt ist es soweit, und ich denke, ich werde Stefan nicht wecken, ich werde ihn schlafen lassen und meine Hand auf seine Schulter legen und die Augen schließen und darauf warten, dass es geschieht.

*the darkness surrounds us*

Wer weiß, vielleicht wird man rechtzeitig eine revolutionäre Therapieform entdecken und dann wird ein Arzt einen Preis bekommen, aber ebenso wie Elrond, der weise Elbenkönig aus *Der Herr der Ringe*, würde auch Alex ihre Hoffnung nicht auf die Menschen setzen. Es wird so sein, dass man es lösen wird irgendwann, und andere werden dann leben. Alex weiß, zumindest ihre Fellatio-Technik bedarf keiner weiteren Verbesserungen. Wichtig ist ohnehin nur, den Hodensack als höchst empfindliche, erogene Zone anzuerkennen und ein Gefühl für das Tempo des anderen zu besitzen, der Rest geht für gewöhnlich wie von allein. Auch Stefan weiß in etwa, wie man eine Frau leckt, denkt Alex und betrachtet die Fünfzehnjährige, die ihr gegenüber sitzt und schmachmend aus dem Fenster schaut wie in einem Gemälde der deutschen Romantik. Wahrscheinlich ist sie hier, um sich die Zahnsperre adjustieren zu lassen. Eine Fellatio gelungen zu performen, könnte für dieses Mädchen durchaus hakelig werden, denkt Alex. Alex' Zahnschmerzen sind

nicht wirklich heftig, aber dieses dumpfe Ziehen verheißt Übles. Es ist nicht notwendig Stefan einzuweihen, beziehungsweise ihm mehr mitzuteilen, als er sowieso schon weiß oder ahnt, also konkret, ihm ihre Prognose mitzuteilen hält Alex nicht für nötig.

*Der Tod ist ein Papagei.*

Im Leitartikel der Frauenzeitschrift wird beschrieben, wie eine ganze Generation das neunzehnte Jahrhundert für sich entdeckt. Junge Leute, die so geschminkt sind, dass es aussieht, als wären sie ungeschminkt, sitzen um ein Kaminfeuer und schauen besinnlich. Alex denkt: Ihr Freaks könnt mir gestohlen bleiben, entdeckt das Neunzehnte ohne mich. Ob das Wort *Fellatio* in den Köpfen von Zahnärztinnen, die die Spangen von Fünfzehnjährigen nachziehen, eher häufig oder eher selten vorkommt?

Anscheinend kann man die Leute in zwei Gruppen einteilen: Es gibt die, die es leichter fänden, wenn mit ihnen auch das Universum aufhören würde zu existieren und die, die gerade das schrecklich fänden. Alex findet es gut, dass das Universum mit ihr nicht aufhören wird zu existieren, sie ist froh, dass es weiterhin Gedichte von Rae Armantrout geben wird, Kurzgeschichten von Truman Capote, unerwartete Sonderangebote im Supermarkt und so weiter. Das ist die Welt, in der ich gelebt haben werde. Ich werde in goldenen Zeiten gelebt haben, denkt Alex und lächelt und lächelt und lächelt und lächelt und lächelt die Fünfzehnjährige an, die das komisch findet und wahrscheinlich denkt sie darüber nach, ob Alex echt cool ist oder ganz im Gegenteil, und sie lächelt noch immer, als man sie bittet, im Zahnarztstuhl Platz zu nehmen und wo tut's denn weh?



...

Nein.

Was für ein romantischer Unsinn ist das, zu behaupten, Alex würde so gleichmütig aus der Welt scheiden. Schreiend und weinend wacht sie nachts auf und Stefan, der versucht, sie zu beruhigen, darf der Grund nicht verraten werden. In der U-Bahn hat sie plötzlich das Gefühl, in einem Zug voller Toter zu sitzen, die sie als eine der ihren begrüßen, mit bleichen Gesichtern und dem Gestank von Verwesung. Ständige Atemnot, bald unfähig alleine aufzustehen. In ihrem Körper macht der Tod sich breit, aber wenn sie das einmal laut denken würde, im gleichzeitigen Wissen, dass es unabwendbar ist, dann würde das machen, dass es auch in ihrem Kopf nicht länger aushaltbar wäre.